

Catrine Christiansen

Erziehung einer Gesellschaft der Zukunft: Kinderbetreuung in Uganda in Zeiten von AIDS

AIDS stellt in einem großen Teil Afrikas eine der größten Bedrohungen für Entwicklung dar. Die Veränderung der Bedingungen, unter denen die künftige Generation heranwächst, bezeugt in erschreckender Weise diese Tatsache, denn eine der schrecklichsten Folgen der Pandemie ist die entsetzlich hohe Zahl von Kindern, die den Verlust eines oder beider Elternteile erfahren müssen. Die hohe Anzahl der Kinder, die zu Waisen werden, fällt mit hohen Sterberaten unter Menschen im aktiven Alter zusammen. Es sieht daher so aus, als seien die Familiensysteme in Auflösung und nicht mehr in der Lage, alle Kinder in diese gesellschaftliche Grundeinheit zu integrieren. Zu dieser Desintegration kommt hinzu, dass die familiären Beziehungen in afrikanischen sozialen Netzwerken für das persönliche Wohlbefinden von entscheidender Bedeutung sind. Über die persönliche oder familiäre Sphäre hinaus betrifft das gegenwärtige Problem der Waisen auch Organisation und Stabilität künftiger Zivilgesellschaften. Hilfsorganisationen stimmen mit der Forschung generell überein, dass das Netzwerk der erweiterten Familie für die Betreuung von Waisen erste Wahl sein sollte, während institutionelle Betreuung erst in letzter Instanz eintreten sollte (s. etwa. Hunter & Williamson 2000; UNAIDS 2002: 11-12, Hegggenhougen u.a. 2003: 22-24, Ntozi u.a. 1999: 226-234).

Der folgende Beitrag hinterfragt diese verbreiteten Prioritäten hinsichtlich der familiären gegenüber der institutionellen Betreuung von Waisen und anderen Kindern, die nicht bei ihren biologischen Eltern leben, auf der Grundlage ethnographischer Forschungen in Uganda. Ich möchte eine Vorstellung von der Komplexität und den Veränderungen in den Beziehungsmustern der Kinderbetreuung vermitteln und konzentriere mich dabei auf die gesellschaftliche Position der Kinder, Formen der Eltern-Kind-Beziehung, die Praxis des Levirats und die Bedeutung von Land und Erziehung. Meine These ist, dass diese Beziehungsmuster es fraglich erscheinen lassen, ob es richtig ist, der Betreuung in der Familie beständig den Vorrang gegenüber institutioneller Betreuung zuzusprechen.

Junges Land Uganda

Es ist ein schwer verdauliches Gemisch aus 25 Jahren Kriegen und inneren Konflikten, niederschmetternder Armut und der AIDS-Pandemie, das Uganda zu einem demographisch jungen Land gemacht hat: Gegenwärtig gehören 51% der Bevölkerung zur Altersgruppe von 0-14 Jahren (Uganda Bureau of Statistics 2001: x). Es wird geschätzt, dass hiervon annähernd zwei Millionen Waisen sind – etwa 15% aller Kinder¹. Mitte der 1980er Jahre, als die inneren Konflikte dem Ende zuzingen, begann die Ausbreitung von HIV/AIDS alle anderen Todesursachen für junge Erwachsene zu übersteigen, und die Krankheit ist noch heute die häufigste Ursache dafür, dass Kinder verwaisen (Heggenhougen u.a. 2003: 20-25). Der Anteil der AIDS-Waisen an der Gesamtzahl der Waisen in Uganda stieg von 17% 1990 auf 51% 2001 (ebd). Zwar ist Uganda eines der wenigen Länder, die in der Lage waren, die Prävalenzrate von HIV abzusenken, doch wird wegen des zeitlichen Abstandes zwischen Ansteckung und Tod die Zahl der Kinder, die zu Waisen werden, noch für mindestens ein weiteres Jahrzehnt hoch bleiben. Es wird daher geschätzt, dass der Anteil der AIDS-Waisen an der Gesamtzahl der Waisen bis 2010 nur auf 39% oder etwa 1,9 Mio. Kinder zurückgehen wird (Hunter & Williamson 2000). Neben dieser katastrophalen Größenordnung der Zahl der AIDS-Waisen befindet sich in Uganda heute eine große Anzahl von Kindern auch aus anderen Gründen in einer prekären Situation: Krieg, Leben bei einem HIV-positiven Elternteil, gemeinsame Betreuungsperson mit verwaisten Verwandten, Scheidung, uneheliche Geburt oder eigene Behinderungen (Basaza & Kaija 2002: 1-37; Gilborn u.a. 2001: 3-4; Odongkara 1999: 4-8).

Positiv ist zu verzeichnen, dass die ugandische Regierung große Anstrengungen unternommen hat, um das Problem der Kinder in prekären Situationen anzugehen. Das gilt etwa für kostenlose Primarschulbildung, den Beitritt zu internationalen Konventionen über die Rechte der Kinder und die Einleitung von Entwicklungsstrategien sowie die Stärkung institutioneller Kompetenz auf allen Ebenen der Verwaltung (Heggenhougen u.a. 2003: 163-179; Basaza & Kaija 2002: 52-58; Odongkara 1999: 4-22). Derzeit arbeitet die Regierung mit entscheidenden Sektoren der Zivilgesellschaft, der Privatwirtschaft und Nicht-Regierungseinrichtungen zusammen, um eine nationale politische Strategie für Probleme von Waisen und anderen Kindern in prekärer Lage zu formulieren. Es ist zu hoffen, dass diese Strategie zu koordiniertem Handeln führen wird, um die Bedürfnisse der jungen Generation angemessen zu befriedigen (Heggenhougen u.a. 2003: 211-116). Weil Uganda ein gutes Verhältnis zu den Entwicklungsinstitutionen hat, erhält es von bilateraler und multilateraler Seite und auch von NGOs sowie religiösen Gruppen beträchtliche Hilfeleistungen zur Unterstützung von Kindern

in prekärer Lage. Doch ist diese Hilfe nicht ausreichend, weil sie nur einen kleinen Teil der Bedürftigen erreicht.

Was es bedeutet, für Kinder zu sorgen

Wie erwähnt, ist im heutigen Uganda die Erziehung von Kindern zu produktiven, sozialisierten Erwachsenen nicht mehr ausschließlich Sache der erweiterten Familie. Auf lokaler Ebene erfolgt die Betreuung außerhalb des erweiterten Familienverbandes hauptsächlich durch NGOs, die eine Reihe von Projekten durchführen, um in erster Linie Waisen zu unterstützen, die in Haushalten und in ihren Ortsgemeinden leben. Diese Unterstützung erhalten die Kinder entweder unmittelbar in Form von Schulgeld, Kleidern, medizinischer Versorgung und Nahrungsmitteln, oder aber indirekt in Form von Mini-Krediten an „Waisen-Haushalte“.² Haushalte werden auch dann unterstützt, wenn Kinder nicht bei Verwandten wohnen, sondern in Institutionen wie Kinder- oder Waisenhäusern sowie Internaten. Waisen und andere in Not geratene Kinder werden so Teil einer institutionalisierten Fürsorge, die ihnen Ressourcen und Unterstützung verschafft, die in anderen Fällen Sache verwandtschaftlicher Reziprozität wären.

Forschungen über diese Veränderungen bei der Kinderbetreuung haben das Wissen über die *unmittelbaren* Auswirkungen auf Problembereiche wie die Gesundheit der Waisen (einschließlich ihrer psychosozialen Lage), ihre Erziehung und Bildung, Ernährung und Gefährdung durch Ansteckung mit HIV erweitert, ferner das Wissen darüber, dass die Kinder zunehmend von Großeltern betreut werden und in patrilinearen Gesellschaften sich Verwandte mütterlicherseits um sie kümmern (s. etwa Ntozi 1999: 231-34; Nyambedha u.a. 2003: 304-307; Foster 2000). Dagegen steht ein Verständnis der *längerfristigen* Folgen der Betreuung der Waisen und anderer in Not geratener Kinder noch weitgehend aus.

Ich bin davon überzeugt, dass die Grundlage für eine solche Forschung der lokale *Sozialzusammenhang* ist, in dem die Betreuung geleistet und ausgehandelt wird. Das heißt, man muss nach den *Rahmenbedingungen für die Kinderbetreuung* fragen und sich auf *kulturelle Vorstellungen* über Kinderversorgung als Dimension kultureller Ideen sowie auf Betreuung als *soziale Praxis* konzentrieren, die in interpersonalen Beziehungen erfolgt (Christiansen 2003). Durch die Erforschung unterschiedlicher Zusammenhänge der Kinderbetreuung, in denen es unterschiedliche, von kulturellen Vorstellungen über Kinderbetreuung geleitete Beziehungen zwischen Betreuern und Betreuten gibt, lässt sich ein umfassendes Wissen über die geleistete Betreuung und ihre unmittelbaren Folgen erlangen, etwa für die Fähigkeiten des Kindes, sein Wohlbefinden und sein Sozialverhalten (s. etwa Levine u.a. 1994; Kilbride & Kilbride 1990; Goody 1982). Auf dieser Grundlage lässt sich dann ein Verständnis der längerfristigen Folgen da-

durch erreichen, dass man den Weg dieser jungen Leute über die eigentlichen Zusammenhänge der Kinderbetreuung hinaus verfolgt.

Der folgende Aufsatz legt Anfangsergebnisse über Sozialverhalten und Kinderbetreuung bei den Samia vor. Er kreist die Vorstellungen über Kinderbetreuung und soziale Praxen ein und konzentriert sich dabei auf zentrale Aspekte der Zugehörigkeit zu einer Patrilineage, Muster der Eltern-Kind-Beziehungen und Unsicherheiten mütterlicher Kindererziehung bei Kindern, die nicht bei ihren biologischen Eltern wohnen. Hauptsächlich befasste ich mich mit Kinderbetreuung in Haushaltszusammenhängen und beleuchte erst im letzten Abschnitt institutionelle Kontexte. Zunächst will ich die allgemeinen Lebensbedingungen der Menschen skizzieren, von denen hier berichtet wird.

Die Szene: Samia

Die Samia wohnen im südöstlichen Zipfel Ugandas entlang der Grenze zu Kenya und bilden die Mehrheit der 227.560 Menschen im Distrikt Busia.³ In diesem östlichen Teil Ugandas unweit der Ufer des Victoria-Sees leben die Samia friedlich mit anderen ethnischen Gruppen zusammen, schließen Ehen über ethnische Grenzen hinweg und verständigen sich in der gemeinsamen Sprache Lusamia.⁴

Die physischen Lebensbedingungen sind ähnlich wie in einem gewöhnlichen ländlichen Distrikt in Afrika. Die Infrastruktur ist unzureichend, denn die Straßen sind meist nicht geteert und in der Regenzeit häufig nicht passierbar, Dutzende von Kindern werden im Schatten von Mango-Bäumen unterrichtet, die Menschen müssen weite Entfernungen zurück legen, um an gesundes Wasser zu kommen, und Elektrizität und Telefonverbindungen sind weitgehend nur im Umkreis der Distrikthauptstadt Busia zugänglich. Die gesundheitlichen Einrichtungen sind bezüglich der Gebäude, vorhandener Medikamente und des Personals heruntergekommen. So beträgt die Arzt-Patienten-Quote 1: 27.140. Das Leben an der Grenze zu Kenya und an den Ufern des Victoria-Sees bedeutet, dass Handel und Fischfang ein paar zusätzliche Beschäftigungsoptionen neben der Landwirtschaft bieten. Diese Beschäftigungschancen werden noch bedeutsamer, weil das hohe Bevölkerungswachstum den Anbau schwerwiegend beeinflusst hat: sinkende Erträge, verminderte Ackerflächen und zurückgehende Bodenfruchtbarkeit bei nur noch sehr geringen Bracheflächen. Zudem ist der Zugang zu Bargeld von entscheidender Bedeutung, um die allgemeinen Kosten für Nahrungsmittel, Kleidung, Transport abzudecken, und dies wird besonders wichtig, wenn man Kinder aufzuziehen hat. Insgesamt bedeuten diese sozioökonomischen Faktoren für eine Bevölkerung, die unter Armut zu leiden hat, eine schwere Belastung.

Positiv ist die Unabhängigkeit des Distriktes vom Distrikt Tororo zu vermerken, die 1997 erreicht wurde. Die Verwaltung hat kürzlich weitläufige Gebäude

bezogen, und die meisten Leute freuen sich (noch) darauf, die Früchte des „eigenen Distriktes“ zu ernten. Ein offenkundiger Vorteil besteht in der Anwesenheit einer Reihe von Entwicklungsprojekten, die von staatlichen, multilateralen und Nicht-Regierungs-Organisationen finanziert werden.

Zusätzlich zu den harten Lebensbedingungen hat jedoch die HIV/AIDS-Pandemie ihr unerbittliches Gesicht gezeigt. Da es keine Möglichkeit für Bluttests gibt, besteht eine systematische Unsicherheit über die genaue Prävalenz und auch darüber, ob die Ansteckungsfälle zu- oder abnehmen. Während der Feldarbeit 2003 wurde mir mitgeteilt, dass „der Distrikt Busia jetzt Nummer zwei in Uganda ist“, also dass die Prävalenz hier am zweithöchsten im ganzen Land sei. Diese Zahl scheint auf den ersten (freiwilligen) Tests zu beruhen, die lokal durchgeführt wurden, und nach denen 180 von 302 Probanden positiv waren. Diese alarmierende Prävalenz ist glücklicherweise nicht repräsentativ und wird von den Distriktbehörden auch nicht anerkannt. Nach Angaben des Direktors der Gesundheitsdienste im Distrikt liegt die HIV-Prävalenz derzeit bei etwa 10% (persönliche Mitteilung). Im Grenzgebiet der Stadt Busia und am Seeufer rechnet man wegen der höheren Mobilität und der Lebensweise im semi-urbanen Zentrum und bei den Fischern mit einer höheren Zahl. Im gesamten Distrikt hat die hohe Mortalität von Männern im arbeitsfähigen Alter soziale Konsequenzen, die weit über das Leben der Infizierten hinaus die allgemeine Lebensweise betreffen, etwa durch das Verschwinden der gegenseitigen Hilfe zwischen Haushalten.

Im Zusammenhang mit der Kinderbetreuung bedeutet die sinkende Fähigkeit, Hilfe *zwischen* Haushalten zu leisten, zunehmende Anforderungen an den einzelnen Haushalt, die alltägliche emotionale und sozialisierende Betreuung zu leisten (gewöhnlich die Rollenzuschreibung der Mutter) und die materiellen Ressourcen bereit zu stellen (gewöhnlich die Rollenzuschreibung des Vaters). Diese steigende Bedeutung des Einzelhaushaltes für die Versorgung seiner Mitglieder bedeutet, dass die Dynamiken *innerhalb* des Haushaltes immer wichtiger werden. Lokal sind zwei Haushaltsformen vorherrschend: der erweiterte und der Kern-Haushalt. Ein erweiterter Haushalt besteht aus mehreren Häusern, die zu einer Patrilineage gehören – jede Frau hat zusammen mit ihren Kindern ein Haus, wenn auch von Jungen im Teenager-Alter erwartet wird, dass sie ein eigenes bauen. Dagegen besteht ein Kern-Haushalt aus Mann, Frau und Kindern. Jedoch wohnen nur monogame Männer auf Dauer bei ihren Frauen, während Polygynisten zwischen den Häusern ihrer Frauen wechseln. Großeltern von beiden Seiten und „zusätzliche“ Kinder können sowohl zum Kern- wie zum erweiterten Haushalt gehören. Demnach ist der Hauptunterschied zwischen erweitertem und Kern-Haushalt die unterschiedliche Nähe von Verwandten aufgrund von Patrilineage und Ehe. Diese Nähe hat komplexe Auswirkungen auf die innere Dynamik des Haushaltes, mit denen ich mich hier nicht befassen will. Wesentlich ist aber, dass

sowohl die jüngere wie auch die ältere Generation Kindererziehung in beständig höherem Maße als Aufgabe der Mutter und des Vaters betrachten und nicht als Aufgabe des erweiterten Haushaltes oder der weiteren Gemeinschaft.

Vor dem Hintergrund eines ostafrikanischen Kontextes, in dem die Kindererziehung als zentrale Dimension des Gemeinschaftslebens betrachtet wurde (s. etwa Shorter & Onyancha 1999: 26-38; Kilbride & Kilbride 1990: 20-22; Swadener u.a. 2000: 1-12) lassen sich die Aussagen ländlicher Samia dahin paraphrasieren, dass sogar in erweiterten Haushalten die Kindererziehung eher eine Angelegenheit des Einzelhauses wird und dass der Kreis der entscheidenden Betreuungspersonen sich von zahlreichen Erwachsenen hauptsächlich auf die Mutter und den Vater des Kindes verengt. Zugleich ist es teuer, Kinder aufzuziehen, weil sie nach den kulturellen Normen einer „guten Kinderbetreuung“ Schulgeld, Kleider, Medikamente, Nahrungsmittel benötigen und der Schulbesuch sie daran hindert, viele Stunden mit Haushaltsarbeit zu verbringen. Bei der Ressourcenverteilung innerhalb des Haushaltes geben die Eltern ihren eigenen Kindern häufig den Vorzug gegenüber verwaisten Verwandten oder anderen in Not geratenen Kindern, die sie in ihrem Haus aufgenommen haben. Neben den Waisen besteht diese Gruppe hauptsächlich aus Kindern, deren Eltern nicht verheiratet⁵ sind, getrennt leben oder geschieden sind (und in geringerem Maße aus Kindern aus polygamen Ehen).⁶ Verwaisung, „Illegitimität“ und das Scheitern von Ehen sind drei alltägliche Erscheinungen, die dazu führen, dass Kinder nicht bei ihren biologischen Eltern wohnen und dass ihr Heranwachsen *zutiefst* abhängig ist von der Betreuung, die ihre erweiterte Familie oder Nicht-Verwandte leisten. Ähnlich sind Kinder von monogam verheirateten und/oder zusammenlebenden Eltern nicht im selben Maße von Betreuung über andere familiäre oder außerfamiliäre Beziehungen abhängig. Zwar halten sich die soziokulturellen Normen familialer Interdependenz noch immer, doch Erwachsene wie auch Kinder erhoffen eher von Kirchen, NGOs und anderen Organisationen die Hilfe, die sie aus dem Familien- und Verwandtenkreis nicht bekommen können.

Die Lebensweise der Samia, die Abwehr der Übel Armut und AIDS und die Sorge um die eigene Nachkommenschaft und bedürftige enge Familienangehörige unterliegen tiefgehendem sozialem Wandel. Im Verlauf dieser sozialen Veränderung bleiben jedoch bestimmte Grundvorstellungen fest verankert, und dazu gehören Annahmen über die gesellschaftliche Position von Kindern als patrilineares Eigentum.

Patrilineares Eigentum

Ähnlich wie die meisten anderen Stämme in Uganda sind die Samia in patrilinearen Clans organisiert, was bedeutet, dass die Kinder zum Clan ihres Vaters gehören

und allgemein als „Eigentum“ ihrer väterlichen Verwandten gelten. Die Zugehörigkeit zum Clan des Vaters ist eine dauerhafte Eigenschaft. Wenn eine Frau daher heiratet, bleibt sie weiter Mitglied ihres väterlichen Clans, und beim Scheitern der Ehe kann sie an den Ort ihrer Geburt zurück kehren. Die Söhne erben vom Vater, und dies führt zur Bildung patrilokaler Enklaven, in denen Kinder in enger Beziehung zu ihren väterlichen männlichen Verwandten heranwachsen.⁷ Die Bedeutung der Rolle der mütterlichen Verwandten für die Kindererziehung war immer anerkannt, aber die Familiennähe scheint von der geographischen Entfernung und den Möglichkeiten abhängig zu sein, sie zu besuchen.

In den beiden Generationen, die zwischen 1930 und 1970 geboren wurden, lebten viele für längere Zeit bei anderen Verwandten als ihren biologischen Eltern. Das „außerhalb Wohnen“ oder die „Annahme“ durch Verwandte scheint *kein* integraler Bestandteil der Kindererziehung gewesen zu sein, wo die Betreuungsperson das Kind in spezifischem Wissen und Fertigkeiten unterweisen sollte, sondern mehr Gegenstand pragmatischer Überlegungen. Kinder „wohnten draußen“, etwa um Onkeln beim Bestellen eines großen Stückes Land zu helfen oder eine kranke oder unfruchtbare Tante (Vaterschwester) bei ihren Haushaltspflichten zu unterstützen.⁸ Es kommt noch immer vor, dass Kinder aus pragmatischen Gründen „draußen wohnen“. So ist es allgemein üblich, die Kosten für den Sekundarschulbesuch zu verringern, indem das Kind bei Verwandten in der Nähe anstatt im Internat wohnt. Gelegentlich kann auch eine Tochter, die die Primarschule besucht, „draußen wohnen“, um eine Tante zu unterstützen. Doch besteht ein wichtiger Unterschied darin, dass die Kinder anscheinend ebenso oft bei mütterlichen wie bei väterlichen Verwandten wohnen.

Abgesehen von diesen zeitlich begrenzten Aufenthalten wohnen immer mehr Kinder auf Dauer bei mütterlichen Verwandten. Diese Veränderung geht auf eine Reihe von Faktoren zurück, von denen die wichtigsten die zunehmende Zahl außerehelich geborener Kinder sind, weiter die erschreckende Häufigkeit zerrütteter Ehen und im Falle von Waisen Veränderungen bei der Handhabung des Levirates. Der nächste Abschnitt wird sich schwerpunktmäßig mit diesen instabilen Elternbeziehungen befassen. Danach folgt ein Abschnitt über die Dilemmata mütterlicher Betreuung und patrilinärer Zugehörigkeit.

Kinder aus instabilen Verbindungen

Im Distrikt Busia wird allgemein anerkannt, dass mehr Kinder unehelich geboren werden und dass junge Frauen zwischen 15 und 20 Jahren diese Kinder in die Welt setzen. Angesichts der ebenfalls hohen Quote gescheiterter Ehen stoßen diese Veränderungen in den Mustern der Elternbeziehungen Diskussionen darüber an, wer

sich um diese Kinder kümmern soll sowie weiter über Fragen wie Erbschaft von Grund und Boden, Mütterrollen und unterschiedliche moralische Werte.

Nach Aussage von Angehörigen der beiden vorausgegangenen Generationen, die jetzt zwischen 40 und 70 Jahre alt sind, verlangten die Verwandten eines Mädchens, das schwanger geworden war, von dem Mann, der sie geschwängert hatte, die Verantwortung zu übernehmen und das Mädchen zu heiraten, so dass das Kind innerhalb einer formalisierten Ehe zur Welt kam. Dementsprechend gelten ungewollte Schwangerschaften allgemein als der Grund, aus dem junge Frauen am Ende zur zweiten oder dritten Ehefrau wurden. Damals heirateten die Frauen nicht, bevor sie vollständig erwachsen waren, was die Leute mit dem Erreichen des 20. Lebensjahres ansetzen, und es wurde erwartet, dass sie bei der Heiratszeremonie Jungfrau waren.⁹ Zwar konnten diese Mädchen nicht der Anforderung der Jungfräulichkeit gerecht werden, doch verringerte die Heirat die Annahme, ihre Schwangerschaft stehe mit einem Fluch in Zusammenhang und sie konnten den Status verheirateter Frauen bekommen.

Heirateten die künftigen Eltern nicht, so wuchs das Kind entweder im väterlichen Heim oder im Heim der Mutter mit dem Vater in einer Nebenrolle auf, so dass das Kind seinen Ursprung kannte. In diesem Fall konnten Jungen, wenn sie alt genug waren, zu ihrem Vater wechseln und sich dort niederlassen. Diese Sitte scheint akzeptiert zu sein, denn ältere Leute sprechen über das erforderliche Ritual in recht unproblematischer Weise. Sie betonen, dass es damals reichlich Land gab, so dass die väterlichen Verwandten den Sohn ohne Schwierigkeiten aufnehmen konnten.

Heutzutage wird solch eine Inklusion oft zu einer verzwickten Angelegenheit. Die Sache ist mit Diskussionen darüber verwoben, dass manche Clans es für vorzuziehender halten, ihr Land zusammen zu halten als „ihre eigenen“ Kinder anzuerkennen, über die Risiken, dass Jungen landlos werden und über die Tatsache, dass Männer heutzutage Frauen eher nicht heiraten, auch wenn sie (wegen Schwangerschaft) dazu verpflichtet wären. All das sind Probleme, die viele Leute als Nebenfolgen von AIDS betrachten, weil die Krankheit so viele Erwachsene im arbeitsfähigen Alter das Leben gekostet und die lokale Moral und die Wertvorstellungen verändert hat. Dazu gehört auch die veränderte Sicht auf Kinder: Waren sie einmal ein reiner Segen, so erscheinen sie nun als gemischtes Vergnügen.

Die jungen Frauen, die uneheliche Kinder bekommen, sind gewöhnlich Teenager oder unverheiratete, angestellte Frauen in den dreißiger Jahren. Zu Teenager-Schwangerschaften kommt es in der Regel mit Altersgenossen oder mit „sugar-daddies“, und beide werden nicht ernstlich als künftige Ehemänner betrachtet (s. auch Silberschmidt 2001). Altersgenossen, etwa Klassenkameraden in der Schule, sind nicht in der Lage, für Frau und Kind zu sorgen, und „sugar-daddies“ sind heimliche Liebhaber, die aller Wahrscheinlichkeit nach jegliche

Verantwortlichkeit abstreiten. Die nahen Verwandten des Mädchens werden aber häufig von dem Jungen/Mann verlangen, das Mädchen zu heiraten, den mütterlichen Verwandten eine Summe zu zahlen, um das Kind aufzuziehen oder aber fordern, dass die väterlichen Verwandten dies tun.¹⁰ Außer bei sehr religiösen Leuten führen Teenager-Schwangerschaften gewöhnlich dazu, dass im mütterlichen Heim ein weiteres Kind aufgezogen wird.

Neben der zunehmenden Zahl der Teenager-Schwangerschaften bekommen viele allein stehende, oft gebildete Frauen in den dreißiger Jahren ein oder mehr Kinder, häufig von unterschiedlichen Männern, bevor sie heiraten. Diese Frauen bezeichnen sich als „qualifiziert“, was bedeutet, dass sie eine Ausbildung haben und ihr Leben mit Einkommen bestreiten, das sie durch Arbeit in einem Büro (Typistin, Sekretärin) oder einer Institution (Lehrerin, Krankenschwester), durch Handel oder als Haushälterin verdienen. Wegen dieser Lebensweise sind diese Frauen nur selten in der Lage, für ihre Kinder zu sorgen, und weil sie sich niemanden zu ihrer Beaufsichtigung leisten können, bringen sie ihre Kinder ins Elternhaus, wo ihre Mutter die Enkel aufzieht.¹¹ Für diese Frauen ist die Erziehung bei den väterlichen Verwandten selten eine Alternative, weil der Mann das Kind nicht anerkennt, oder weil er verheiratet ist und das Kind von einer Stiefmutter aufgezogen würde.

Ähnliche Überlegungen wie über uneheliche Kinder werden bezüglich der verbreiteten Situation nach dem Zerbrechen einer Ehe zum Ausdruck gebracht. Vor allem ziehen die Mütter es vor, dass die mütterlichen Großeltern und nicht eine Stiefmutter die Kinder aufziehen. In ihrer Forschung über frühere Verbindungen von Eltern in Sierra Leone ist Bledsoe auf dieselben Sorgen und praktischen Arrangements gestoßen. „Weil Kinder Symbole der Verbindung zwischen Erwachsenen sind“, schreibt sie, „wird die Zuteilung von Ressourcen an Kinder ebenso wie die Erfüllung sexueller oder häuslicher Pflichten zum Gradmesser der Beziehungen zwischen Erwachsenen“ (Bledsoe 1995: 131). Sorge um anderer Leute Kinder belegt daher Interesse an deren Eltern oder einem Elternteil, und umgekehrt, verweist die schlechte Behandlung der Kinder anderer auf Unstimmigkeiten innerhalb der Beziehungen der Erwachsenen untereinander, also zwischen dem Elternteil und der Betreuungsperson. Wenn Mütter versuchen zu vermeiden, dass ihre Sprösslinge zu einer Stiefmutter kommen, so ist dieses Manöver mit der Konkurrenz und unvermeidlichen Eifersucht zwischen Mit-Frauen oder Frauen verwoben, die Kinder vom selben Mann bekommen. In diesem Zusammenhang weiblicher Konkurrenz um die Zuneigung und materiellen Ressourcen des Mannes muss man verstehen, warum Stiefmütter notorisch die Kinder aus früheren Verbindungen ihres Mannes schlecht behandeln (ebd). Im ugandischen Kontext bildet es eine interessante Ausnahme, dass Stiefmütter sich bekanntermaßen weniger ressentimentgeladen gegen Waisen verhalten, deren Mutter

gestorben ist, als wenn diese noch lebt. Deshalb kann man meinen, solche Waisen seien besser daran als Kinder nach einer Scheidung.

Die Unsicherheit in elterlichen Beziehungen bringt viele Kinder hervor, die entweder unehelich geboren werden oder die Trennung ihrer Eltern erleben, und beides führt dazu, dass Kinder nicht bei ihren biologischen Eltern leben. Großeltern und mütterliche Verwandte werden für diese Kinder häufig zu zentralen Betreuungspersonen, weil einerseits Männer häufig wieder heiraten und andererseits die Frauen es vermeiden, dass ihre Kinder von Stiefmüttern erzogen werden, jedoch selten ihre Kinder allein aufziehen können. Die allgemeine Verbreitung solcher Fälle hängt lokal zwar nicht direkt mit AIDS zusammen, aber die Leute schreiben der Pandemie eine verringerte Fähigkeit und Bereitschaft väterlicher Verwandter zu, die Kinder aufzunehmen. Damit schießt die Anzahl von Kindern, die von mütterlichen Verwandten aufgezogen werden, in die Höhe. Zentrale Dilemmata beim Aufziehen von Kindern, die nicht Teil des „patrilinenaren Eigentums“ der Betreuer sind, werden gleich illustriert. Ich komme später im Zusammenhang mit den Waisen darauf zurück, wie wichtig es ist, die Beziehungen zwischen den Kindern und ihren Betreuungspersonen aus der Perspektive der Beziehungen der Erwachsenen, zwischen den Eltern und den Vormündern zu verstehen.

Das Dilemma von mütterlicher Sorge und patrilinerer Zugehörigkeit

Anders als ich dies angenommen hatte, bedeutet die Zunahme der ständigen Kinderbetreuung durch mütterliche Verwandte nicht, dass die starken Vorstellungen über die eigene Identität oder die einer anderen Person aufgrund patrilinerer Zugehörigkeit zurückgegangen wären. Erwachsene und Heranwachsende, die den größten Teil ihrer Kindheit, Jugend und vielleicht sogar ihres reifen Lebensalters bei ihren mütterlichen Verwandten verbracht haben und die niemals über die väterliche Verwandtschaft und deren Wohngebiet sprechen, bezweifeln ihre patrilinare Zugehörigkeit in keiner Weise, wenn sie gefragt werden. Zwei Beispiele, in denen sich die Eltern getrennt hatten, können diesen zentralen Aspekt der patrilinenaren Zugehörigkeit illustrieren und sollen hier detailliert dargestellt werden.

Das erste Beispiel ist Sarah,¹² eine Frau von etwa 30 Jahren mit der ich seit 1999 ziemlich eng befreundet bin. Seit sie drei Jahre alt war, hatte Sarah keinen Kontakt mehr mit ihrem Vater und den väterlichen Verwandten. Ihre Eltern waren nicht verheiratet, und weil sie nicht dieselbe Religion hatten (Vaters Seite waren Christen, Mutters Seite waren Moslems), nahm sie der Vater ihrer Mutter (mütterlicher Großvater) von ihren Eltern weg (die Mutter wohnte beim Vater des Kindes) und brachte sie ins Haus der Schwester ihrer Mutter. „Meine Tante hat mich übel misshandelt“, erzählt Sarah, „sie hat mich geschlagen, sie ließ mich arbeiten, dass ich nie zur Ruhe kam, und sie schickte mich in eine schlechte

Schule.“ Sarah war daher froh, als die Mutter den Mann verließ und beide zusammen im Elternhaus der Mutter wohnen konnten. Die väterlichen Verwandten haben nie Anspruch auf Sarah erhoben oder nach ihrer Erziehung gefragt. Dieses Verhalten wird darauf zurück geführt, dass die neuen Frauen des Vaters viele Kinder bekommen haben. Die Mutter hat nicht wieder geheiratet, und Sarah wuchs bei ihr als einziges Kind heran. Wegen der Anstrengungen ihrer Mutter, ihr eine anständige Erziehung zu verschaffen, konnte Sarah eine gut bezahlte Stelle in Nairobi bekommen. Sie genoss einige der Vorteile des städtischen Lebens und ging eine Beziehung mit einem reichen kenianischen Mann ein. Sie wurde schwanger, verlor ihren Job und gebar das Kind in Nairobi. Bald darauf bekam sie heraus, dass der Mann auch eine Beziehung zu einer anderen Frau hatte und kehrte ins Haus ihrer Mutter zurück. Natürlich freute sich die Mutter über die Rückkehr ihres einzigen Kindes, auch wenn sie einen Enkel mitbrachte, und die drei bilden einen starken Haushalt. Innerhalb des Hauses bildet es einen häufigen Gesprächsstoff, dass Sarah und ihre Mutter nicht zulassen werden, dass der Mann das Kind „beansprucht“ und seinen Sohn wieder nach Nairobi nimmt. Diese Frauen sind sicher, dass die Frau, mit der er jetzt zusammen lebt, nicht ordentlich für das Kind sorgen würde und sie zweifeln an den Fähigkeiten der väterlichen Verwandten. Sarah und ihre Mutter sind bereit, vor das lokale Gericht zu gehen, um als rechtmäßige Sorgeberechtigte anerkannt zu werden. Sollte dies geschehen, bevor das Kind sechs Jahre alt ist, wollen sie darauf verweisen, dass Kinder bei ihren Müttern sein müssen, sollte das Kind schon älter sein, werden sie argumentieren, dass die Mutter dafür aufgekommen ist, das Kind aufzuziehen. Ein Aspekt wird nie in Zweifel gezogen: die Legitimität der Zugehörigkeit des Kindes zur Patrilineage. Als ich Sarah über ihre (Clan-)Zugehörigkeit befragte, wurde sie in ganz ähnlicher Weise lebhaft und erklärte mir, wo „ihr“ Land ist, wie viel Land „sie“ haben und zeigte keinerlei Distanz, obwohl sie nie Kontakt mit ihren väterlichen Verwandten gehabt hat. Das Aufziehen von Kindern ändert sozusagen nichts daran, *wer* sie sind (s. auch Whyte & Whyte 2002; Goody 1982: 12-16).

Das zweite Fallbeispiel ist Peter, ein junger Mann von etwa 27 Jahren, mit dem ich ebenfalls seit 1999 befreundet bin. Peters Mutter ist die erste Frau eines polygamen Mannes, der bei seiner zweiten Frau auf der anderen Seite der Grenze in Kenya wohnt. Während der gesamten Kindheit von Peter und seinem älteren Bruder „kam er [der Vater] als Besucher, er blieb nie lange.“ Ähnlich wie im Fall von Sarahs Kindheit wird Peter im väterlichen Haus geboren, doch als er etwa fünf Jahre alt war und der Vater eine zweite Frau mit ins Haus brachte, folgte er seiner Mutter und seinem älteren Bruder in ihr Elternhaus. Ohne darauf einzugehen, warum seine Mutter auszog, erklärt er einfach, „die andere Frau hatte kein gutes Herz.“ Diese Wendung bezieht sich auf die Missstimmung zwischen den Mit-Frauen und ihren Sprösslingen. Der Bruder von Peters Mutter gab ihr und

ihren Kindern ein kleines Stück Land, um ein Haus zu bauen und einen Acker anzulegen. Wie Peter berichtet, haben die beiden Ehefrauen ihre Kinder sehr unterschiedlich erzogen. Seine Mutter konzentrierte sich auf die Ausbildung ihrer Söhne, wogegen die Stiefmutter ihre Söhne dazu ermunterte, schnelles Geld im Fischereigeschäft zu verdienen. Der Vater leistete keinerlei Beitrag zu ihrer Ausbildung, vielmehr unterstützte der mütterliche Onkel die Mutter in ihrem Kampf, das Schulgeld für den älteren Bruder aufzubringen und zahlte dann den größten Teil der Kosten für Peters Schulausbildung. Beide Brüder haben jetzt gut bezahlte Stellungen und sorgen für ihre Mutter und für einige Kinder des Onkels, der ihnen geholfen hat, das zu werden, was sie heute sind. Anscheinend beklagen sich ihr Vater und die „Stief“-Brüder,¹³ dass sie keinen Nutzen aus diesen Gehältern ziehen können, und die Mit-Frau bezichtigt Peters Mutter der Hexerei gegen das Wohlergehen ihrer Sprösslinge. Peter sagt, durch die Macht des Vaters im Himmel habe er seinem Vater vergeben, aber er möchte dem Mann, der seiner Mutter soviel Leid zugefügt und es versäumt hat, ihn und seinen Bruder aufzuziehen, keinen Shilling geben. Weil die Stiefbrüder auf dem Land des Vaters leben, es bearbeiten und wahrscheinlich auch vollständig erben werden, sieht Peter keinen Grund, sie oder ihre Kinder zu unterhalten. „Ich werde nicht um das Land kämpfen“, sagt er, „sie könnten mich dafür umbringen ..., aber wenn sie mir ein kleines Stück geben, werde ich dieses Land schätzen und bebauen.“ Implizit sagt Peter, dass er auf dem Land seines Vaters keine Heimstatt errichten und Kinder aufziehen wird. Er gehört zu diesem Land, kann sich dort aber wegen der Feindschaft mit den Stiefbrüdern niemals dauerhaft niederlassen. Andererseits hat der mütterliche Onkel den beiden Brüdern jenes kleine Stück Land gegeben, das sie etwa 20 Jahre lang bewohnt und bebaut haben. Weil dieses Land jedoch nicht deutlich abgegrenzt ist und kein geschriebenes Testament besteht, müssen die beiden Brüder eigenes Land kaufen, weil die Söhne des Onkels das Land beanspruchen und sie fortjagen könnten. Von mütterlichen Verwandten aufgezogen worden zu sein, ändert sozusagen nichts daran, *wohin* man gehört.

Die feste Verankerung kultureller Vorstellungen von patrilinearem „Eigentum“ in so grundlegenden Fragen – wer man ist und wohin man gehört – der Gesellschaftlichkeit macht die langfristigen Implikationen der zunehmenden Übernahme der Kinderbetreuung durch mütterliche Verwandte zu einer ernststen Frage.

Es muss nicht erwähnt werden, dass Land in einer Agrargesellschaft, in der die Mehrheit ihr Auskommen in der Subsistenzlandwirtschaft findet, die entscheidende Ressource ist. Sowohl Sarah als auch Peter waren in der Lage, eine höhere Ausbildung zu bekommen, gute Gehälter zu beziehen und genügend Vermögen zu akkumulieren, um Land zu kaufen – und sie werden Land erwerben. Welche Möglichkeiten zur Sicherung ihres künftigen Lebens und Wohnorts haben die sehr viel zahlreicheren Jungen, die von ärmeren mütterlichen Verwandten groß

gezogen werden? Nur eine Minderheit der Kinder kann die Sekundarschule besuchen, ein noch kleinerer Bruchteil schafft es, eine höhere Ausbildung abzuschließen und nur einige werden angestellt: Wenn nicht durch bezahlte Anstellungen, wie sonst können sie über die Unsicherheit hinweg kommen, die daher kommt, dass sie auf der Seite der Mutter aufgezogen wurden?

Wegen der zunehmenden Anzahl von Waisen und Witwen, die von mütterlichen Verwandten versorgt werden, haben sich die Sorgen von Jungen um ihre Eigentumsrechte zu zwei lokalen Initiativen verdichtet. In anscheinend untereinander nicht abgestimmten Anstrengungen rufen die staatlichen Behörden, das wichtigste HIV/AIDS-Programm und die Katholische Kirche nachdrücklich zur Abfassung von Testamenten auf und bemühen sich darum, dass diese Testamente respektiert werden. Spricht man mit alten Männern über Clan-Zugehörigkeit, so betonen sie meist, dass Testamente vermutlich in anderen Clans nützlich sind, weil es dort zu Landraub gekommen ist, aber in ihren eigenen Clan stellen sie sicher, dass es nicht dazu kommt – und deshalb dürften die Testamente bedeutungslos sein. Eine andere Geschichte erzählen häufig Witwen und junge Leute: Darin wird oft erzählt, dass sie vom Land wegzogen, weil irgendwelche Verwandte sie verjagt haben. Die Komplexität, die mit der Einführung von Testamenten in einer von Armut betroffenen Agrargesellschaft verbunden ist, erfordert nicht nur eine koordinierte Anstrengung, sondern auch gründlichste Kenntnis über die ganze Bandbreite von Landrechten und Ansprüchen (Gilborn u.a. 2001: 12-13).

Die Katholische Kirche am Ort hat auch angeregt, solche enteigneten Kinder in Patenprogramme an Sekundar- oder technischen Schulen aufzunehmen.¹⁴ Wie einer der Gründer berichtet, wird der Ausbildung deshalb Vorrang gegeben, weil man annimmt, dass die Zukunft dieser Kinder in einer entlohten Anstellung und nicht in einer kleinbäuerlichen Existenz liegt. So versucht die Kirche einerseits, dafür zu sorgen, dass die Jungen nicht ihre Eigentumsrechte in Gefahr bringen, während sie wegen ihrer Ausbildung abwesend sind, dass aber andererseits die Ausbildung und nicht die Bestellung des eigenen Landes als Grundlage für die Zukunft der Jungen verstanden wird. Wenn die augenblickliche Reichweite dieser beiden Ansätze auch recht begrenzt ist, so wird es doch interessant sein, die Auswirkungen derartiger Interventionen zur Verminderung der Unsicherheit zu verfolgen, in der sich die Jungen im Hinblick auf ihre Bodenrechte befinden.

Ausbildung ist auch für die Erziehung von Mädchen von zentraler Bedeutung, doch ist die Ausbildung von Fertigkeiten oft mit der Erwartung eines Brautpreises verbunden. Am Ort werden oft Bedenken laut, dass die mütterlichen Verwandten nicht für die Ausbildung dieser Mädchen sorgen, weil sie den Brautpreis mit den väterlichen Verwandten teilen müssen, denen das Mädchen gehört. Deshalb kommen diese Mädchen in armen Haushalten bei der Ausbildung erst an letzter Stelle, weil

ihre Mutter nicht genug finanzielle Unterstützung aufbringen kann und ihre Verwandten den eigenen Töchtern den Vorzug geben (s. auch Bledsoe 1995: 138-139).

Jüngere Veränderungen in den Elternbeziehungen führen dazu, dass es eine große Anzahl von Kindern gibt, die nicht bei ihren biologischen Eltern leben, und dieser Zustand beeinflusst das unmittelbare ebenso wie das langfristige Wohlbefinden des Kindes und seine Chancen auf ein befriedigendes Erwachsenenleben. Die Betreuungspersonen können keine Fürsorge bieten, die etwas daran ändert, was man ist und wohin man gehört, denn die Kinder sind notwendigerweise Teil ihrer Patrilineage. Die Betreuungspersonen können jedoch dafür sorgen, dass die Kinder durch Ausbildung und emotionale Fürsorge angemessene Kompetenzen erwerben, und sie können die Jungen vielleicht mit Land ausstatten, um durch all dies die Optionen der Kinder für ein gedeihliches Erwachsenenleben zu verbessern. Großeltern und mütterliche Verwandte werden häufig zu Betreuungspersonen für Kinder aus instabilen Verbindungen, und es ist wichtig, dies im Auge zu behalten, wenn man die gesellschaftlichen Folgen von AIDS betrachtet, denn hier geht es ganz offenkundig schwerpunktmäßig um Großeltern, die für verwaiste Enkelkinder sorgen (Whyte & Whyte 2002).

Waisen und Witwen

Während das Zusammentreffen sozioökonomischer, politischer und kultureller Faktoren die Abschätzung der Auswirkungen von AIDS auf das Leben von unehelich geborenen Kindern oder solchen aus früheren Ehen kompliziert, stellt die entsetzlich hohe Zahl verwaister Kinder und ihrer verwitweten Mütter eine beobachtbare Folge dar. Wenn man sich jedoch auf solch „evidente“ Folgen von AIDS konzentriert, müssen zugleich umfassendere gesellschaftliche Entwicklungen berücksichtigt werden, weil sonst die Ergebnisse nicht in den Zusammenhang von allgemeineren Problemen gestellt werden, von denen die soziale Wirklichkeit u.a. auch von Waisen und Witwen ebenfalls betroffen ist (s. auch Heald 2002; Christiansen 2003). Das gilt am Untersuchungsort etwa für Großeltern, die auch für andere in Not geratene Kinder sorgen, für den Rückgang der gegenseitigen Hilfe zwischen Haushalten, die zunehmende Zahl von „qualifizierten“ Frauen und „sugar-mummies“, für Landknappheit und die Bedeutung von durch Ausbildung erlangten Fertigkeiten.

Die Verwaltungsbehörden in Busia schätzen, dass im Distrikt etwa 15.000 verwaiste Kinder leben, können aber keine Angaben über die Zahl der Waisen machen, bei denen Vater, Mutter oder beide Elternteile gestorben sind.¹⁵ Aufgrund der höheren Mortalität von Männern im arbeitsfähigen Alter gegenüber Frauen haben die meisten verwaisten Kinder noch einige Jahre ihre Mutter. Des-

halb muss bei der Betreuung der Waisen die Betreuung von Witwen mit berücksichtigt werden.

Nach der Samia-Tradition wird eine Witwe als Ehefrau von einem Bruder, dem Sohn einer Mit-Frau oder einem anderen männlichen Mitglied der Lineage oder des Clans ihres verstorbenen Ehemannes geerbt. Das Passiv ist Ausdruck der früheren Verhältnisse, als Witwen kaum darüber bestimmen konnten, an wen sie sich „wiederverheiraten“ wollten oder richtiger, von wem sie „geerbt wurden“. Bei den Samia in Kenya entsprach die Witwen-Vererbung, wie Cattell schreibt, anscheinend eher dem Zweck der rituellen Reinigung vom Tod als der Schaffung einer neuen Ehe (Cattell 1992: 315-6). Die Rituale veränderten jedoch den Status der Witwen, der Kinder, des Landes und anderer Besitztümer des Verstorbenen, die nun Bestandteil des Eigentums des Erben (*omukerami*) wurden. Aus diesem Eigentumsverhältnis folgten der Zugang zur Witwe ebenso wie Erwartungen hinsichtlich der Versorgung von Frauen und Kindern sowie der Bestellung des Bodens

Diese Levirats-Praxis hat sich allmählich durch eine ganze Reihe äußerer Einflüsse verändert. Während der Kolonialzeit wurde sie von den Vertretern des Christentums und des formellen Erziehungswesens scharf kritisiert (Kirwen 1979: 1-9; Cattell 1992: 316-18). Neuerdings sind die Folgen von AIDS, Veränderungen in den Mustern familiärer Versorgung und das Auftreten wirtschaftlich relativ unabhängiger Frauen hinzu gekommen. Die Erlebnisse von Julie, einer Frau um die vierzig, Lehrerin und Mitglied einer ziemlich strikten christlichen Gemeinschaft (*Abazukufu*) illustrieren die Komplexität und die Unsicherheit der Versorgung, die Witwen und Waisen zuteil wird.

Als Julies Ehemann vor drei Jahren starb, wussten alle, dass er an AIDS litt, aber einige seiner Brüder wollten dennoch Julie und ihre Mit-Frau erben. Nach Julies Erzählung ist ihre Mit-Frau ungebildet und stimmte zu (geerbt zu werden), weil sie hoffte, der Erbe (*omukerami*) werde sie und ihre Kinder unterstützen. Anders als ihre zustimmende Mit-Frau beeilte sich Julie, einer christlichen Gemeinde beizutreten (der sich ihre Mutter und ihre Schwestern vor Jahren angeschlossen hatten, als sie Witwen wurden), die die Vererbung von Witwen verbietet. Wie sie sagt, war das erfolgreich, denn die Brüder des Verstorbenen haben sie und ihre Kinder in Ruhe gelassen, und ihr eigener Bruder hat sie mit kleinen regelmäßigen Zuschüssen zum Haushalt unterstützt und ihre Weiterbildung als Lehrerin bezahlt. Letztes Jahr wurde ihr Bruder jedoch krank, sagte ihr, sie solle die Ausbildung abbrechen und starb nach nur fünf Monaten. Er hinterließ seine Frau und zwei Kinder. In der Woche darauf starb der Ehemann von Julies Schwester und hinterließ sie mit fünf Kindern.

Als Julie sich weigerte, geerbt zu werden, verzichtete sie damit auch implizit auf Unterstützung durch die Familie ihres verstorbenen Ehemannes. Sie kann das

akzeptieren, denn sie ist nach ihrer eigenen Terminologie „eine Frau der Arbeiterklasse“, und weil sie am Ort verheiratet war, wohnen ihre eigenen Verwandten in der Nähe. Die weitere Zukunft kann sehr schwierig werden, weil ihr Bruder nicht mehr lebt und sie und die Kinder nicht mehr unterstützen kann. Stattdessen kann es sein, dass sie ein geringes Gehalt mit ihren Schwestern und deren kleinen Kindern teilen muss. Die Strategien von Samia-Witwen, das Levirat zu akzeptieren oder sich ihm zu verweigern, sind anscheinend verknüpft mit der Ausbildung der Witwe, ihren Möglichkeiten, eine Anstellung zu finden, der Wahrscheinlichkeit, dass sie sich auf ihre Verwandten verlassen kann, ihrem Gesundheitszustand und ihrer Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinde.

Das abnehmende Interesse von Männern, Erbe zu werden, bedeutet jedoch auch einen zurückgehenden Druck auf die Witwen. Wegen der Angst vor AIDS wollen heute weniger Männer eine sexuelle Beziehung mit einer Witwe aufnehmen. Dem liegt die Überlegung zugrunde, dass wenn der Ehemann an AIDS gestorben ist, die Frau „automatisch auch stirbt.“¹⁶ Die örtlichen Kirchen sind ebenfalls entschieden gegen diesen Brauch, weil er den christlichen Werten der Monogamie, der kirchlichen Heirat und der Integrität menschlicher Wesen widerspricht. Unter Verweis auf das soziale Evangelium, das Werte wie Mitleid und soziale Verantwortung rühmt, fordert die vorherrschende Katholische Kirche die Clans auf, einen Betreuer (*omulindi*)¹⁷ anstelle eines Erben (*omukerami*) zu benennen. Diese Bindung macht den Betreuer für das Wohlergehen der Witwe und ihrer Kinder verantwortlich, ohne dass er mit der Witwe eine sexuelle Beziehung hat. Zwar stimmen die meisten Erwachsenen dieser Betreuungs-Regelung im Prinzip zu, doch scheint dem in der Praxis eine zögerliche Haltung der Männer entgegen zu stehen. In Interviews mit erwachsenen Männern wie Frauen stellte ich fest, dass früher das Levirat einen Zugewinn an Frauen, Kindern und Land bedeutet hatte. Die jetzige Lage stellt diese Vorstellung in Frage, weil die Männer sterben, bevor sie irgendwelchen Reichtum akkumuliert haben, den ein Erbe übernehmen könnte. Die Haushalte verarmen sogar noch mehr, weil sie Ausgaben für die Behandlung des männlichen Patienten haben, und dieser ihnen zudem kleine Kinder, die Nahrung, Kleidung und viele Jahre Schulausbildung benötigen, hinterlässt. Erbe zu werden ist daher nicht mehr ein erfreuliches Geschenk, sondern wird leicht zu einer kostspieligen Angelegenheit. Die Männer sagen, wenn sie noch nicht mal Spaß mit der jungen Witwe haben könnten, würden sie einfach nur selbst geschädigt.

Anstelle der Bestimmung eines Betreuers (*omulindi*) besonders wenn der Benannte viele Ausgaben hat und über wenig Ressourcen verfügt, kann die Verantwortlichkeit für die Betreuung von Witwen und Kindern auch unter mehreren Brüdern aufgeteilt werden. Praktisch bedeutet dies, dass männliche Clanmitglieder zum Unterhalt der Hinterbliebenen beitragen *können*, aber dies ist, wie ein alter

Mann sagte, „nicht verbindlich – Du kannst in diesem Jahr helfen, wenn Du den Verstorbenen vor Augen hast, aber wenn Du den Verstorbenen vergisst, dann hilfst Du auch diesen Frauen und Kindern nicht mehr.“ Es muss nicht betont werden, dass dieses vage Arrangement für die Witwe und ihre Sprösslinge höchst instabil ist – und vor Ort gilt dies als Brandsatz für die interne Rivalität in polygamen Haushalten.

Der soziale Status von Waisen wird noch prekärer, wenn beide Elternteile sterben. Geschwister werden oft auf verschiedene Haushalte verteilt, weil niemand für mehrere zusätzliche Kinder sorgen kann. Zu den bekannten Problemen vor allem mit Stiefmüttern, die solche Kinder übermäßig belasten, sie aus der Schule nehmen, ihre Bedürfnisse nach ordentlicher Nahrung und gesundheitlicher Betreuung vernachlässigen, kommt noch eine kulturspezifische Angst, dass „zusätzliche“ Kinder besser vorankommen könnten als die eigenen, und dies verstärkt noch die weit verbreiteten Leiden von Samia-Waisen, deren Väter oder beide Elternteile gestorben sind (zu einer ähnlichen Vorstellung bei den benachbarten Luo im Westen Kenyas s. Nyambedha u.a. 2003). Diese kulturspezifische Vorstellung kann in Analogie oder auch als Verstärkung zu der oben erwähnten Konkurrenz unter Mit-Frauen um das Fortkommen ihrer Kinder verstanden werden. Derartige Vorstellungen über die Betreuung und Versorgung von Waisen belegen auch einen dringenden Bedarf nach gründlicher Forschung über die Betreuungsbeziehungen zwischen Waisen und Betreuungspersonen innerhalb familiärer Beziehungen. Weiter sollte die Tatsache, dass in der lokalen Terminologie beispielsweise dasselbe Wort (*omulekwa*) für Waisen und für Kinder nach einer Scheidung benutzt werden kann, weitere Untersuchungen anregen und macht es umso dringlicher, die Forschung über die Betreuung von Waisen in den breiteren Zusammenhang der Kinderbetreuung im Allgemeinen einzubetten.

Unterbringung in Internaten

Als die Weißen Väter die formelle Erziehung in institutionellen Zusammenhängen einführten, brachten sie damit nicht nur eine unerlässliche Voraussetzung für soziales, politisches und wirtschaftliches Weiterkommen, sondern auch neue Formen der Sozialisierung von Kindern in eine weiter ausgreifende Gesellschaft (Tiberondwa 1998: 15-34, Kasibante & Kiwanuka 2001: 1-16). Die schulische Erziehung von Kindern ließ die Rolle der Eltern bei der Vermittlung von Fähigkeiten und Normen zurücktreten, die erforderlich sind, um zum sozialisierten Erwachsenen zu werden. Unter anderem lag dies daran, dass diese Erziehung westlichen Typs attraktiver als die traditionellen afrikanischen Formen wurde (Tiberondwa 1998: 81-83). In ihrer Untersuchung zu den Baganda in Zentral-Uganda schreiben Kilbride & Kilbride (1990: 89), dass die Internate zu den

„Sozialisierungsagenturen“ gehörten, die Kinder und Jugendliche in gesellschaftlicher Etikette unterwiesen und ihnen Formen der Interaktion beibrachten, die sie bei ihren sozialen Beziehungen mit anderen Menschen zu beachten hatten. Ein Großteil der heutigen Führungspersönlichkeiten im Distrikt Busia, etwa Distriktverwalter, Politiker, Schulleiter, Lehrer und Lehrerinnen, Krankenschwestern und -pfleger sowie Priester sind aus Internaten hervorgegangen. Entweder wählten ihre Eltern (oft auch andere Verwandte) oder aber die christlichen Kirchen aufgeweckte Kinder aus, eine Ausbildung auf einer guten Sekundarschule mit Internat sowie die Chance auf eine weitergehende Ausbildung zu bekommen, die sie offensichtlich genutzt haben.

Kinder und Erwachsene gleichermaßen wünschen die Verbindung zwischen Ausbildung und Internatsleben. Der Internatsschüler Emmanuel begründet das so: „Wenn Du zu Hause bist, sitzt Du nur herum, gräbst nur das Land um, ohne Job und ohne irgend etwas, womit Du etwas verdienen kannst, um Deine Probleme zu lösen. Wenn Du dann zur Schule gehst und zu Hause wohnst, so ist in dem Augenblick, wo die Schule aus ist, Deine Mutter oder sonst jemand da und Du sollst Wasser holen, die Felder umgraben, den Kleinen helfen – sie lassen Dir keine freie Minute. Deshalb ist es hier im Internat so gut, denn wir fangen mit der Vorbereitung zwei Stunden vor Schulbeginn an und arbeiten dann noch nach dem Abendessen, wir lesen sogar am Wochenende, man kann wirklich etwas lernen und jemand werden.“ Wenn man also in der Internatsschule wohnt, kann man eher „jemand werden“ d.h. ein gebildeter Mensch, der für sich (und möglicherweise für andere) sorgen kann, vielleicht einen beruflichen Titel führen darf und sich zu benehmen weiß. Das Gegenteil von „jemand sein“ ist „nur herumsitzen“ in dem Sinne, nicht in der Lage zu sein, etwas zu tun oder eine wenig willkommene Belastung am Wohnort zu sein. Das sind zwei Dinge, die Waisen und andere in Not geratene Kinder häufig erleben.

Ein Teil meiner Forschung bezieht sich auf zwei Erziehungsinstitutionen. Die eine ist eine gut ausgestattete Internatsschule für den Sekundarbereich mit 420 Schülerinnen und Schülern (von denen 360 an einem Förderprogramm für Waisen und andere in Not geratene Kinder teilnehmen), und die andere ist die zeitweise Unterbringung von 19 Kindern in prekärer Lage auf einer katholischen Missionsstation, während sie die benachbarte technische Schule besuchen. Beide Einrichtungen gehen auf die Initiative eines katholischen Priesters zurück und stehen unter seiner Leitung. Außer für 60 Schülerinnen und Schüler auf der Sekundarschule wird kein Schulgeld erhoben. Nach Ansicht der Schülerinnen und Schüler, ihrer Geschwister, Lehrpersonen und anderer Erwachsener haben diese Schüler und Schülerinnen die Chance, „jemand zu werden“, der oder die in Zukunft ihre Geschwister und Mütter unterstützen kann. Das Internat kann auch eine Zuflucht vor extremer Armut und vor schlechter Behandlung im Heim einer

verwitweten Mutter oder einer Betreuungsperson sein. Die Vorstellung vom Internat als Asyl kam u.a. darin zum Ausdruck, dass die drei Mahlzeiten am Tag herausgestellt wurden, oder auch in negativen Einstellungen zu langen Ferien, während derer man sich der Wirklichkeit zu Hause/am Wohnort gegenüber sah und mit allen möglichen Problemen zu kämpfen hatte, bevor man in die Schule zurück kehren kann.¹⁸

Die Schulverwaltung und der Lehrkörper sind sich der problematischen Beziehungen zwischen den Schülerinnen und Schülern und ihren Betreuungspersonen bewusst,¹⁹ aber die Schulen haben dennoch feste und recht wichtige Beziehungen zu den Betreuungspersonen der meisten Schülerinnen und Schüler. Viele der Stipendiaten und Stipendiatinnen sind Kinder oder stehen unter der Obhut von engagierten Christen und erwachsenen Freunden des Priesters, andere werden von den dörflichen Entwicklungskomitees ausgewählt. Die Aufnahme in eine geförderte Ausbildung scheint überhaupt ganz wesentlich von den Beziehungen Erwachsener, nämlich des katholischen Priesters zur Betreuungsperson (oder dem verstorbenen Elternteil) abzuhängen. Das scheint eine Analogie zur Betreuung von „zusätzlichen“ Kindern innerhalb familiärer Beziehungen zu sein (s. auch Bledsoe 1995: 131) und bildet einen wichtigen Aspekt zum Verständnis der Einbindung der Kinder in den Zusammenhang des Internats oder auch in andere organisatorische Zusammenhänge. Von gleicher Bedeutung ist die Ähnlichkeit aus der Wahrnehmung der Kinder mit ihrer eigenen Beziehung zu einer Betreuungsperson. So fragte ich eine Schülerin auf der Sekundarschule, für die der Priester seit vier Jahren gesorgt hat, ob der Priester wie ein Vater für sie sei. Sie fand das offensichtlich eigentümlich und antwortete dann: „Nein, er kann niemals sein wie mein Vater, weil er nicht mit meiner Mutter verheiratet ist.“ Diese gemeinsamen Vorstellungen, dass Beziehungen der Betreuung und Sorge über eine dritte Person, eine gemeinsame Zielsetzung oder Idee vermittelt werden, entsprechen grundlegenden ethnologischen Einsichten über soziale Beziehungen (s. etwa Jackson 1998: 9) und unterstreichen die große Bedeutung der Einbettung von Betreuungsbeziehungen in den weiteren soziokulturellen Kontext.

Während die über Erwachsene laufenden Beziehungen wichtig für den Schuleintritt sind, betonen Schülerinnen und Schüler häufig den Wert von Beziehungen untereinander. Ist man gut miteinander befreundet, so kümmert man sich um die allgemeine Situation der anderen, aber noch wichtiger ist es, einander bei den Prüfungen und später bei der Arbeitssuche zu helfen. Die Schülerinnen und Schüler zeigten also ein klares Verständnis der Tatsache, dass sie, wollen sie die Aussichten, die sich aus der Internatserziehung ergeben, wirklich nutzen, gute Noten bekommen und solide Beziehungen mit Gleichaltrigen herstellen müssen. Während ihre soziale Orientierung sich auf familiäre wie auf nicht-familiäre Beziehungen

richtete, betrachteten die Schülerinnen und Schüler unzweideutig nicht-familiäre Beziehungen als entscheidend für ihr gegenwärtiges und künftiges Wohlbefinden.

Schluss

Das Aufwachsen als Waise, als unehelich geborenes Kind oder als Kind aus einer zerbrochenen Ehe kann unter ähnlichen Umständen erfolgen und ähnliche langfristige Konsequenzen haben. Um zu verstehen, wie man diese Kinder mit angemessener Betreuung und Ressourcen versorgen kann, damit sie gut integrierte Erwachsene werden, muss die Forschung vom lokalen Sozialzusammenhang ausgehen und grundlegende Aspekte der Lage der Kinder in der Gesellschaft und in ihren Elternbeziehungen beleuchten. Kinder werden jedoch nicht allein von Eltern betreut. Das zeigt sich daran, dass etwa 15% aller Kinder in Uganda Waisen sind und eine unbekannte Zahl anderer in Not geratener Kinder nicht mit ihren biologischen Eltern zusammen lebt. Die Beziehungen zu den Eltern haben jedoch deutliche Auswirkungen darauf, wer die Kinder betreut und wie sie betreut werden. Aus diesem Grund müssen die Betreuungspersonen aus der Perspektive der Erwachsenenbeziehungen zwischen den Eltern und der Person verstanden werden, die die Betreuung tatsächlich übernimmt. Auch die Betreuung, die dann erfolgt, lässt sich aus der Perspektive komplexer Beziehungen unter Erwachsenen verstehen, denn bei der internen Zuteilung von Ressourcen in einem Haushalt geht es nicht nur um die Ressourcen der Betreuungsperson, sondern auch um den Willen, für das unmittelbare und langfristige Wohlergehen des Kindes zu sorgen.

Die Betreuungsbeziehungen können nichts daran ändern, wer man ist und wohin man gehört. Betreuung kann jedoch das künftige Leben eines Kindes grundlegend verbessern. Die lokalen Bestrebungen, in Internate zu kommen, scheinen dafür ein Beispiel zu sein. Diese positive Einstellung dazu, dass Kinder jahrelang in Internaten leben, steht im krassen Gegensatz zur Position der meisten Forscherinnen und Forscher und der Hilfsorganisationen, die allgemein institutionelle Unterbringung als Mittel der „letzten Wahl“ bei der Betreuung von Waisen und anderen Kindern in prekärer Lage betrachten (s. etwa Heggenhougen u.a. 2003: 40-41; UNAIDS 2002: 11-12). Sie argumentieren vor allem mit den Unterhaltskosten für Internate im Vergleich zur Unterstützung von Kindern, die in Haushalten leben, mit der psychosozialen Situation von Kindern, die vom Familienzusammenhang abgespalten werden und mit dem verschärften Risiko, dass vor allem männliche Waisen kein Land von ihren Vätern erben können. Ich stimme solchen Bedenken gegenüber der Unterbringung von Kindern in Institutionen zwar zu, halte es aber für überaus notwendig, bei politischen Strategien und praktischen Interventionen auch die Vorteile zu berücksichtigen, die darin bestehen, solchen Kindern Fertigkeiten und Beziehungen zu vermitteln, die ih-

nen später das Fortkommen erleichtern. Vielleicht haben Jungen mit guter Ausbildung aber ohne Land ja mehr Möglichkeiten, ihre Zukunft zu gestalten, als Jungen ohne Ausbildung, aber mit Landeigentum. Vielleicht werden Kinder, die bei Betreuungspersonen aufwachsen, die nicht der erweiterten Familie angehören, ja so sehr in neue soziale Netzwerke hinein sozialisiert, dass die biologischen Familienbeziehungen an Bedeutung verlieren – und damit auch die entscheidende Rolle des Landeigentums. Vielleicht sind die Familiennetzwerke so entscheidende Sozialeinheiten, dass Kinder, die nicht in ihre biologischen Familien hinein sozialisiert werden, marginalisiert und Teil einer künftigen Instabilität werden. In dieser Ära von AIDS unterliegt die Sozialisierung von Kindern in stabile Sozialeinheiten in Uganda sicherlich beträchtlichem Wandel. Die Situation führt zu Vorstellungen, dass Kinder sowohl gefährdet als auch gefährlich seien. Es zeigt sich, wie wichtig weitere Forschung über Komplexität, Zweideutigkeit und Chancen für Kinder ist, die unter der Betreuung von Familien und/oder von Institutionen aufwachsen.

Aus dem Englischen übersetzt von Reinhart Kößler

Anmerkungen

- 1 Die Zahlenangaben für Waisen in Uganda schwanken zwischen 1,1 Mio. an der unteren und 2,35 Mio. Kinder an der oberen Grenze, was einem aktuellen Anteil von Waisen an der Gesamtzahl von Kindern in Uganda zwischen 15% und 20% entspricht (Heggenhougen u.a. 2003: 22-24). Der deutliche Unterschied unterstreicht die allgemeine Einsicht, dass Schätzungen eher als Hinweis auf das Ausmaß des Problems, weniger als tatsächliche Abbildung der Situation zu verstehen sind.
- 2 Der Begriff „Waisen-Haushalt“ bezeichnet Haushalte, in denen eine (oder mehrere) erwachsene Betreuungsperson(en) sich um eine (oder mehrere) Waise(n) kümmert (s. etwa Gilborn u.a. 2001). Dieser Haushaltstyp unterscheidet sich vom „kindgeführten Haushalt“, in dem es keine erwachsene Betreuungsperson gibt.
- 3 Die Bevölkerungszahl beruht auf der Volkszählung von 2002 (persönliche Mitteilung des Population Office, Busia District). Die Samia sind mit der als Abaluya oder Abaluhya bezeichneten Bantu-Kategorie verwandt, von denen die meisten in Kenya leben (Katahoire 1998: 23).
- 4 Lusamia wird als mit der Luyia-Sprachgruppe verwandte Bantu-Sprache klassifiziert (Katahoire 1998: 23).
- 5 In diesem Aufsatz benutze ich einen weiten Begriff von Ehe, der verschiedene Arten der *customary marriage* einschließt.
- 6 Es gibt viele mögliche Gründe, warum Kinder nicht mit ihren biologischen Eltern zusammen leben, und deshalb kann diese Kategorie auch etwa Kinder umfassen, die durch den Krieg vertrieben worden sind oder deren Eltern Arbeitsmigranten sind. Im spezifischen Lokalkontext von Samia spielen solche Gründe aber keine Rolle.
- 7 Manche Kinder aus polygamen Ehen leben jedoch nicht ständig bei ihrem Vater, weil die Mit-Frauen häufig ziemlich entfernt voneinander wohnen. Das kann bedeuten, sie leben auf beiden Seiten der Grenze zwischen Uganda und Kenya, in einem nahegelegenen Distrikt oder Unterbezirk oder nur auf der anderen Seite des Kassava-Feldes.

- 8 Die sonst in Afrika verbreitete Sitte, dass Kinder über längere Zeit hinweg je nach Geschlecht des Kindes bei ihrer Vaterschwester oder ihrem Vaterbruder lebten, die ihnen u.a. reproduktives Wissen vermitteln, wird von den benachbarten Iteso and Basoga praktiziert.
- 9 Cattell schreibt über die Samia, die auf der anderen Seite der Grenze in wohnen, dass Frauen dort früher sehr jung, sogar nur wenig älter als 10 Jahre verheiratet wurden (Cattell 1992: 312-314).
- 10 Ein 2001 beschlossenes nationales Gesetz bestimmt, dass die Eltern eines geschwängerten Mädchens unter 18 Jahren den Schwängerer verklagen und ihm mit lebenslänglicher Haft drohen können, wenn er das Mädchen nicht heiratet. Tatsächlich setzen Eltern dieses Gesetz manchmal ein, um den Jungen/Mann zu zwingen, eine riesige Geldsumme zu zahlen, die die Höhe des üblichen Brautpreises übersteigt – selbst wenn er weder das Mädchen noch das Kind bekommt.
- 11 Wenn sie gute Geschäfte machen, schicken sie Kinder vom Alter von sechs Jahren an häufig ins Internat. Unter diesen Frauen gilt die Internatserziehung als Form, den Kindern die Chance zu bieten, „etwas zu werden.“ Dagegen gilt es als problematisch, die Kinder bei den Großeltern aufwachsen zu lassen. So meinte eine Frau: „Auf dem Dorf sind die Schulen schlecht und die Großeltern sind arm, zu nachsichtig mit den Kindern, manchmal sind sie rückständig und können den Kindern nicht das beibringen, was sie wissen müssen.“ Solche Vorstellungen sind unter den Samia weit verbreitet. Ich komme darauf im Abschnitt über institutionelle Betreuung zurück.
- 12 Alle Namen wurden geändert.
- 13 Geschwister mit demselben Vater aber unterschiedlichen Müttern bezeichnen einander als „Stief“- oder „Halb“-Brüder und -Schwestern. Diese Terminologie verweist auf eine Beziehung, in der die Bereitschaft zum gegenseitigen Unterhalt nicht selbstverständlich unterstellt werden kann (s. etwa Shorter & Onyancha 1999; Goody 1982). So loben die Leute das „gute Herz“ jener Älteren, die jüngere „Stief“-Geschwister unterstützen, wogegen von Geschwistern erwartet wird, dass sie einander beim allgemeinen Unterhalt ebenso unterstützen wie bei Ausbildung und Anstellung. Die Gründe für diesen Mangel an Unterstützung unter „Stief“-Geschwistern geht auf die Beziehungen zwischen Mit-Frauen zurück.
- 14 Ich komme auf diese Programme im Abschnitt über institutionelle Betreuung zurück.
- 15 Diese Zahl stammt aus dem jährlichen Arbeitsplan für 2003/4 der „Gender & Community Based Services“ des Busia District Local Government. Eine genauere Schätzung einschließlich einer Aufschlüsselung der durch den Tod von Vater, Mutter und beiden Elternteilen verwaisten Kinder ist von dem Volkszählungsbericht 2002 zu erwarten.
- 16 Diejenigen, die immer noch Interesse an den Witwen haben, sind bekanntermaßen ungebildete Trunkenbolde. Unbildung bezieht sich nicht notwendig auf mangelnde formelle Ausbildung, sondern eher auf mangelndes Bewusstsein über AIDS. Wenn die Witwe längere Zeit, etwa fünf bis sechs Jahre am Leben bleibt, werden Brüder des Verstorbenen vielleicht überlegen, dass er doch nicht an AIDS gestorben ist, und vor allem, wenn die Witwe noch immer hübsch ist, kann dann kann einer Anspruch erheben, sie zu übernehmen.
- 17 Ein *omulindi* ist jemand, der regelmäßig kommt, um sich vom Wohlbefinden derjenigen zu überzeugen, die er betreut, und der sich um ihre kollektiven und individuellen Bedürfnisse kümmert. Wer diese Stellung einnimmt, kann auch Berater (*omukeraki*) genannt werden.
- 18 Gelegentlich wollen (auch) die Betreuungspersonen mit dem Schulleiter absprechen, dass die Kinder während der Schulferien im Internat bleiben. Das wird nicht auf wirtschaftliche Gründe zurück geführt, sondern auf soziale Spannungen zwischen der individuellen Betreuungsperson und den Kindern.
- 19 Deshalb wurden verschiedene Regeln eingeführt, um die Schülerinnen und Schüler vor aggressiven Verwandten zu schützen. So wird etwa kein vorgekochtes Essen angenommen, das einem Schüler oder einer Schülerin von „draußen“ geschickt wird. Dem liegt ein Vorfall in einem anderen Internat zugrunde, als ein Schüler an einem vergifteten Gericht starb, das er von Verwandten bekommen hatte. Die Täterin war eine eifersüchtige Stiefmutter.

Literatur

- Basaza, Rober; Darlison, Kaija (2002): „The Impact of HIV/AIDS on Children: Lights and Shadows in the ‘Successful Case’ of Uganda“. In: Giovanni Andrea Cornia (Hg.) (2002): *AIDS, Public Policy and Child Well-Being*. Florence, UNICEF, S. 3-72.
- Bledsoe, Caroline (1995): „Marginal members: Children of previous unions in Mende households in Sierra Leone“. In: Greenhalgh, Susan (1995): *Situation fertility. Anthropology and demographic inquiry*. Cambridge, S. 130-153.
- Cattell, Maria G. (1992): „Praise the Lord and say no to men: older women empowering themselves in Samia, Kenya“. In: *Journal of Cross-Cultural Gerontology*, vol. 7, S. 307-330.
- Christiansen, Catrine (2001): *Frelst til forandring. Et studie af konversion, sygdom og person blandt basamia kristne i Uganda*. [Being Saved to Change. A Study of Conversion, Health, and Personhood among Basamia Christians in Uganda]. Abschlussarbeit für den Grad Cand.Scient.Anth., Universität Kopenhagen.
- Christiansen, Catrine (2003): „Reflections on the Changing Patterns of Care for Orphans“. In: *Codesria Bulletin*, Bd.2,3 & 4, S. 94-98.
- Christensen, Pia; James, Alison (2000): *Research with Children. Perspectives and Practices*. London: Falmer Press.
- Foster, Geoff (2000): „The capacity of the extended family safety net for orphans in Africa“. In: *Psychology, Health & Medicine*, Bd. 5,1, S. 55-62.
- Gilborn, L. Z.; Nyonyintono, R.; Kabumbuli, A.; Jagwe-Wadda, G. (2001): *Making a Difference for Children Affected by AIDS: Baseline Findings for Operations Research in Uganda*. USAID/Population Council.
- Goody, Esther N. (1982): *Parenthood and Social Reproduction. Fostering and Occupational Roles in West Africa*. Cambridge: Cambridge UP.
- Heggenhougen, Kristian (2003): *Situation analysis of Orphans in Uganda. Orphans and their households: caring for the future – today*. Kampala: UNAIDS.
- Hunter, S.; Williamson, J. (2000): *Children on the Brink: Strategies to support children isolated by HIV/AIDS*. Arlington, VA: USAID.
- Jackson, Michael (1998): *Minima Ethnographica. Intersubjectivity and the Anthropological Project*. Chicago: University of Chicago Press.
- Kasibante, I. F.; Kiwanuka, E. S.. (2001): „Catholic Education: A Daunting Task“. In: Kiwanuka, E. S. & I. F. Kasibante (Hg.), *Catholic Schools 2000. Issues and Challenges*. Kisubi: Marianum Publishing, S. 1-32.
- Katahoire, Anne (1998): *Education for Life. Mother's Schooling and Children's Survival in Eastern Uganda*. PhD-Thesis No. 10, Institut für Anthropologie Universität Kopenhagen.
- Kilbride, Philip L.; Kilbride, Janet C. (1990): *Changing Family Life in East Africa. Women and Children at Risk*. Pennsylvania State University Press, University Park.
- Kirwen, Michael C. (1979): *African Widows. An empirical study of the problems of adapting Western Christian teachings on marriage to the leviratic custom for the care of widows in four rural African societies*. New York: Orbis Books.
- Levine, Robert; Dixon, Suzanne; LeVine, Sarah; Richman, Amy; Leiderman, P. Herbert; Keefer, Constance; Brazelton, T. Berry (1994): *Child Care and Culture. Lessons from Africa*. Cambridge: Cambridge UP.
- Ntozi, James; Ahimbisibwe, Fred; Odwee, Jonathan; Ayiga, Natal; Okurut, Francis (1999): „Orphan care: the role of the extended family in northern Uganda“. In: *The Continuing African HIV/AIDS Epidemic*, S. 225-236.
- Nyambedha, Erick Otieno; Wandibba, Simiyu; Aagaard-Hansen, Jens (2003): „Changing patterns of orphan care due to the HIV epidemic in western Kenya“. In: *Social Science & Medicine*, Bd. 57, 2, S. 301-311.

- Odongkara, Fred (1999): *A Situation Analysis of Child Care and Protection Issues in Relation to District Authorities*. Kampala: Save the Children Fund, UK.
- Shorter, Aylward; Onyancha, Edwin (1999): *Street children in Africa: a Nairobi case study*. Nairobi: Paulines Publications Africa.
- Silberschmidt, Margrethe (2001): „Adolescent girls, illegal abortions and ‘sugar-daddies’ in Dar es Salaam: vulnerable victims and active social agents“. In: *Social Science & Medicine*, Bd. 52, S. 1815-1826.
- Swadener, Beth Blue; Kabiru, Margaret; Njega, Anne (2000): *Does the Village Still Raise the Child? A Collaborative Study of Changing Child-Rearing and Early Education in Kenya*. Albany: New York Press.
- Tiberondwa, Ado K. (1998): *Missionary Teachers as Agents of Colonialism in Uganda*. Kampala: Fountain Publishers.
- Uganda Bureau of Statistics (2001): *Uganda National Household Survey 1999/2000. Report on the Socio-economic Survey*. Entebbe.
- UNAIDS (2002): *Children on the Brink 2002. A Joint Report on Orphan Estimates and Program Strategies*. Washington.
- Whyte, Michael A.; Whyte, Susan R. (2002): *Children's children: rethinking relationships between alternate generations in Eastern Uganda*. Paper presented at ASA, Arusha.

Anschrift der Autorin:

Catrine Christiansen

Catrine.Christiansen@nai.uu.se

express PF 102062 63020 OFFENBACH Tel. [069] 885006 Fax 821116 express-afp@t-online.de		ZEITUNG FÜR SOZIALISTISCHE BETRIEBS- & GEWERKSCHAFTSARBEIT	
	◆ Martin Dieckmann: »Vom Mondschein und anderen Tarifen« – zur Tarifaueinandersetzung der Journalisten ◆ Tom Adler/Matthias Fritz: »Im Konsens baden gegangen« – Kommentar zum Metallabschluss ◆ Stellungnahmen zur Metall-Tarifrunde von Betriebsräten und Vertrauensleuten ◆ Heiner Dribbusch: »Einsicht in Notwendigkeit(en)?« – zum Krisenbewusstsein unter Betriebsräten ◆ Hajo Dröll: »Moderne Zeiten« – zur Auseinandersetzung um die Zeitschrift »prekär« ◆ Ligia Giovanella: »Segmentiert vs. Integriert« – Modelle der Gesundheitsreform in Lateinamerika	In der aktuellen Ausgabe (2/04) u.a.: Preis von 10 Euro (gg. V.k.) ☐ Ich möchte 1 kostenloses Probexemplar ☐ Ich möchte die nächsten 4 aktuellen Ausgaben zum	